

# Universitätsbibliothek Wuppertal

## Charakterköpfe aus der antiken Literatur

Fünf Vorträge

**Schwartz, Eduard**

**1906**

### IV. Polybios und Poseidonios

---

**Nutzungsrichtlinien** Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3042)

#### IV

### POLYBIOS UND POSEIDONIOS

Seit J. G. Droysen pflegt man den großen historischen Prozeß dessen Schöpfer und Opfer die Hellenen in der Periode von Alexander bis Augustus gewesen sind, Hellenismus zu nennen. Gegen den zusammenfassenden Namen ist nichts einzuwenden, sobald er nicht zu eng gefaßt wird. Es ist ja richtig, daß die beiden großen Versuche, die hellenische Nation zusammenzufassen, das attische Reich und der Hellenenbund Alexanders, den Kampf gegen die traditionelle orientalische Weltmacht zur Voraussetzung haben, und ebenso, daß die geistigen Bewegungen welche das Hellenentum successive umgestalten, in der Regel vom Osten ausgehen und in der Auseinandersetzung der Hellenen mit dem Orient ihren Grund haben. Trotzdem wäre es falsch, unter Hellenismus nur die historischen Erscheinungen zu verstehen, welche die zunächst mächtig vordringende, dann allmählich ebbende Flut des hellenischen Lebens hervorbrachte, die sich durch und nach Alexander über den Orient ergoß. Das Antlitz von Hellas ist mit nichten nur nach Osten gewandt. Immer wieder sind die Griechen selbst durch den Lauf ihrer Geschichte daran erinnert, daß sie zwischen zwei Meeren lagen, und daß es gefährlich war, die Position im Westen für gleichgültig zu halten. Die attische Politik des 5. Jahrhunderts hat das begriffen

und, sobald ihr gegen Persien der Rücken gedeckt war, versucht, nach Italien und Sizilien hinüberzugreifen: im 4. Jahrhundert bewies umgekehrt das Fürstentum der Dionyse, wie stark ein kräftiger sikeliotisch-unteritalischer Staat auf die Verhältnisse des Mutterlandes drücken konnte. Freilich ist das Griechentum in dem erheblich später kolonisierten Westen nie zu einer so überlegenen Macht geworden wie an den Küsten Kleinasiens und des Pontos. Die Versuche, von Sizilien aus das Westgriechentum zusammenzufassen, wollen nie recht gelingen, bleiben stets kurzlebige Schöpfungen genialer Tyrannen, die mit überraschender Schnelligkeit wieder zerfallen. Wo die Staaten des Mutterlandes eingreifen, wie im 5. Jahrhundert Athen in Thurioi und Syrakus, im 4. Korinth durch Timoleon, in der Zeit Alexanders und der Diadochen die epirotischen Fürsten Alexander und Pyrrhos, da kommt es nie zu etwas anderem als zu politischen Abenteuern, die resultatlos bleiben oder, wie meistens der Fall, mit Katastrophen enden. Als um so stärker erwies sich die italische Volkskraft. Rohe samnitische Stämme brachen im 5. und 4. Jahrhundert die Blüte der unteritalischen Städte, und während die hellenistischen Monarchien des Ostens ihre Kraft in gegenseitigen Kabinettskriegen verschwendeten, wies Rom jede hellenische Invasion Italiens siegreich zurück. Im Kampf mit den Tyrrhenern und Karthagern war das Hellenentum mehr als einmal unterlegen und nie vollständig Sieger geliebt; Rom trat die rivalisierenden Handelsmächte unter die Füße und verschaffte dem italischen Kaufmann eine Macht die der griechische nur unvollkommen erstrebt und nie besessen hatte. Man muß sich immer gegenwärtig halten daß der erste punische Krieg in dieselben Jahre fällt, in welchen Theokrit und Kallimachos

die Macht des zweiten und dritten Ptolemaeers feiern, und daß die Kunstwerke mit denen der kluge Bankier Attalos I. seine recht partiellen Siege verherrlichen ließ, noch kein Menschenalter vor der Zeit gebildet sind, in der Rom gegen Hannibal den gefährlichsten Krieg gewann, den es je geführt.

Umgekehrt hat die hellenische Kultur die Italiker in ganz anderer Weise besiegt als die Aramaeer, Iranier und Aegypter, mit deren Religionen die hellenistische Weltanschauung so wenig, wie einst die ionische, fertig wurde und die Staatskunst der neuen Monarchien einen klugen Frieden schloß oder vergeblich Krieg führte. Die Römer sind schon früh, schon zu der Zeit als Rom noch die Hauptstadt des latinischen Städtebundes und nichts weiter war, von den Griechen zu den Barbaren gerechnet, denen das Zeugnis der Kulturfähigkeit dadurch ausgestellt wurde, daß man ihre Vorgeschichte an die epische Sage anschloß und sie zu Nachkommen der Troer machte. Das erzählten die Kymaer ursprünglich mit demselben Sinn und derselben Tendenz von ihren latinischen Nachbarn, wie die Griechen in Kyrene von den ihnen befreundeten Beduinen der libyschen Wüste, in Adria an der Pomündung von den Venetern, in Sizilien von den Elymern in Egesta. Daß aber diese italischen Aeneasenkeln einmal Träger einer neuen, hellenisch-römischen Kultur werden würden, ahnte man auch im dritten Jahrhundert noch nicht, und in dem farbenreichen Bilde des Timaeos zur Zeit des Königs Pyrrhos von dem barbarischen und halbbarbarischen Westen für das hellenistische Publikum entwarf, nahmen Rom und Latium nur einen kleinen Raum ein; die zeitgenössische griechische Geschichtsschreibung der beiden ersten punischen Kriege steht auf karthagischer Seite.

Aber die griechischen oder halbgriechischen Schulmeister der unteritalischen, von Rom abhängigen Griechenstädte taten ihr Werk, und schon in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts unternahmen tarentinische und oskische Literaten den kühnen Versuch, in lateinischer Sprache das griechische Epos und Drama, das alte wie neue, zu übersetzen und zu imitieren. Doch mußten erst die Großmächte des Ostens gestürzt und damit die hellenistischen großen Kulturzentren entwurzelt werden, ehe Rom für die Entwicklung der griechischen Literatur selbst tonangebend wurde. Die Zertrümmerung des makedonischen und syrischen Reichs haben diesen Prozeß eingeleitet, der mit Augustus Eroberung Aegyptens seinen Abschluß findet.

Vor der römischen Zeit ist die hellenistische Literatur bestimmt durch die großen Monarchien, in denen der die nationale Beschränkung negierende Individualismus des 4. Jahrhunderts seinen Gipfelpunkt erreicht. Die Form der Stadtrepublik war überlebt, und damit mußte auch das geistige Leben, die Kunst, die Ethik, die in der klassischen Zeit sich auf dem Bürgerstaat aufgebaut hatten, andere werden. Es ist kein Vorwurf für die Dichter dieser Zeit, wenn sie ihre Muse auf das Parquett der Höfe führen statt auf den Markt, um so weniger als die Poesie jetzt nur noch ein schönes Spiel sein konnte und wollte. Auch die Faktoren welche die geistige Welt jetzt beherrschen und denen die Zukunft gehört, die Philosophie und die Wissenschaft, suchen die Gunst der Könige, wenn sie nicht weltflüchtig werden. Die Beredsamkeit verstummt wo die Politik in den Kabinetten gemacht wird; an Stelle des phrasenreichen Demagogen tritt der sachliche Berichte schreibende Diplomat, und eine neue Tugend hält ihren Einzug in

die hellenische Welt, welche in den Republiken nicht wachsen konnte, die Treue des Dieners gegen den Herrn. In der Geschichtsschreibung stellt sich neben den historischen Roman der Ionier und neben die rhetorischen Verarbeitungen historischer Stoffe eine neue Form, die pragmatische, nüchterne Erzählung des Tatsächlichen durch den sachkundigen Militär oder Diplomaten. Diese Form ist entstanden schon bald nach Alexanders Tod. Als die romanhaften legendarischen Darstellungen des Alexanderzugs gar zu üppig ins Kraut schossen und das wahre Bild des Königs zu überwuchern drohten, gaben die alten Diener, die ihren Herrn wirklich gekannt hatten, darunter kein Geringerer als Ptolemaeos I. von Aegypten, die Berichte heraus, die sie einst im Auftrag Alexanders aufgesetzt hatten: sie sind, die wenigen erhaltenen Urkunden abgerechnet, die einzige zuverlässige Geschichtsquelle für die große Zeit. Diese Art fand eifrige Nachfolge, und so bildete sich eine Tradition der sachlichen, auf äußeren Schmuck verzichtenden Historiographie, die sich bis in die römische Zeit und bis zu den Römern selbst fortsetzt: Caesar und seine Offiziere sind, wie in so vielem, auch als Geschichtsschreiber die direkten und bewußten Fortsetzer des Hellenismus.

Der stolze Plan Alexanders den Mittelpunkt der zivilisierten Welt nach Osten zu verschieben ist gescheitert, weil er keinen legitimen oder illegitimen Nachfolger fand, der imstande gewesen wäre, die Habsucht und den Ehrgeiz seiner Marschälle in den Dienst des eines Weltreichs zu zwingen. Nach einem Menschenalter fürchterlicher Kämpfe bildeten sich die Einzelmonarchien heraus, deren Gleichgewichtspolitik von neuem die Beherrschung des aegaeischen Meeres zum Kampfbjekt machte. Dadurch bekamen die kleinen und kleinsten

griechischen Staaten, so morsch und überlebt sie waren, wiederum eine verhängnisvolle Bedeutung, eine Bedeutung die durch die hellenistische Romantik, die überall verschüttetes Leben ausgrub, noch vermehrt wurde. Das Schlagwort der griechischen Freiheit mußte immer wieder das Ränkespiel der makedonischen, aegyptischen, syrischen Kabinette decken, regelmäßig zum Schaden der Befreiten, und keine der Großmächte konnte sich dazu entschließen, diese Kleinen ihrem Gezänk zu überlassen, bis schließlich Rom sich ihrer annahm um am Ende alle zu verschlingen. Die Kapitalistenoligarchie am Tiber hat es mindestens ebensogut wie die heutige an der Themse verstanden, den Schutz der Unterdrückten zum Vorwand zu gebrauchen, unter dem sie überall eingriff und ihr Interesse durchsetzte. Dadurch aber, daß eine Republik jetzt den Kampf gegen die Monarchien aufnahm, verschob sich das Fundament der hellenistischen Kultur; das tote republikanische Wesen gewann wieder ein scheinbares Leben. So lange der achaeische und aetolische Bund, in denen sich das politische Leben Griechenlands in der hellenistischen Periode konzentriert, trotz tönender Phrasen die Politik S. Majestät des Königs von Aegypten oder Makedonien besorgten, blieben sie im Bann der monarchischen Kultur, und die Memoiren des achaeischen Feldherrn Aratos sind in Ton und Haltung von den Geschichtswerken der königlichen Militärs und Diplomaten nicht wesentlich verschieden gewesen. Als Rom die Achaeer erst befreite und dann unterjochte, änderte sich das; republikanische Politik und republikanische Ethik wurden wieder etwas Reales, mit dem das griechische Denken sich von neuem auseinandersetzen mußte. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Achsendrehung sich nicht plötzlich vollzieht. Der Mann der wie kein

anderer die Größe Roms erkannt hat, der Geschichtschreiber des Kampfes der römischen Republik gegen Karthago und den Osten, Polybios, verrät überall, daß er auf der Scheide zweier Epochen steht, der hellenistischen durch seine Erziehung, der griechisch-römischen durch seine Erfahrung, und das Doppelte seines Wesens würde noch schärfer hervortreten, wenn er nicht von vorn herein als hellenischer Republikaner dem hellenistisch-monarchischen Wesen bis zu einem gewissen Grade entzogen worden wäre.

Polybios war etwa 200 in Megalopolis geboren, jener Neugründung des Epaminondas, die Südarkadien gegen Sparta schützen sollte. Die Stadt war zum wichtigsten Vorposten des achaeischen Bundes geworden nicht nur gegen Sparta, das seine unzeitigen Erinnerungen an eine große Vergangenheit immer wieder aufzufrischen strebte, sondern auch gegen Messene, mit dem die Megalopoliten in ewigen Grenzfehden lagen. Polybios Vater Lykortas war ein reicher Mann, der seinen Sohn bei der Kavallerie dienen ließ; er bekleidete häufig das höchste Amt des achaeischen Bundes, die Strategie, und dem Sohn stand eine nach peloponnesischen Begriffen glänzende Laufbahn in Aussicht. Schon in sehr jungem Alter sollte er sich einer achaeischen Gesandtschaft an den aegyptischen Hof anschließen, aus der freilich nichts wurde, da der König Ptolemaeos Epiphanes inzwischen mit Tode abging. Mitbürger und älterer Zeitgenosse des Lykortas war Philopoemen, ein Mann dessen Berühmtheit ein Symptom dafür ist wie heruntergekommen die hellenischen Zustände waren; man tut ihm viel zu viel Ehre an, wenn man ihn den Garibaldi der Achaeer nennt. Polybios erzählt selbst, daß die Feldzüge gegen Sparta, in denen Philopoemen

sich zum Militär ausbildete, ein offiziöser Brigantaggio waren, und daß er später in Kreta die schon im Altertum verrufene Klephtentaktik der Insulaner in Schatten stellte. Das hat Polybios nicht abgehalten dem Lokalpatriotismus der Megalopoliten ein Opfer zu bringen und dem Manne dessen Asche er als blutjunger Mensch von Messene nach Megalopolis getragen hatte, eine panegyrische Biographie zu schreiben, in der er ihn als den Helden von Hellas feierte.

Die Bildung die Polybios genossen hat, war die welche ein vornehmer hellenischer Jüngling seiner Zeit zu genießen pflegte. Es versteht sich von selbst, daß dazu auch Philosophie gehörte, ebenso auch daß eine allgemeine philosophische Bildung nicht den Anschluß an eine einzelne Schule zur Folge hat. Polybios auf ein bestimmtes philosophisches Bekenntnis festzulegen ist ein müßiges Beginnen; er war ein eminent praktischer Kopf, und die Politik von Jugend auf sein Lebenselement. Die Zeiten die der achaeische Bund durchmachte, als er zum Manne heranreifte, waren kritisch genug um Charakter und Einsicht eines werdenden Staatsmanns, der durch seinen Vater in nächster Fühlung mit der Regierung war, auf eine scharfe Probe zu stellen. Das Ziel der achaeischen Bundespolitik, das auch Polybios Denken beherrschte, war von jeher die Einheit und die Unabhängigkeit der Peloponnes gewesen. Faktisch war weder das eine noch das andere je erreicht: erst als der Bund an der Seite Roms gegen Makedonien gefochten hatte, schien der Augenblick gekommen, wo die Gunst des Siegers ihm das Heißersehnte in den Schoß warf, und man wurde nach der üblen Gewohnheit der Kleinstaaten übermütig. Philopoemen beging die unverzeihliche Torheit Sparta gewaltsam zu annektieren

und damit dem römischen Senat die Gelegenheit zu beständigen Interventionen zu geben, die den Streit nicht beseitigten, sondern immer von neuem anfachten; denn die römische Regierung rechnete zu gut um zu gestatten daß der Bund im ungestörten Besitz seiner ihm im Grunde nur geschenkten Macht blieb. Als man so das Senatsregiment und die römische Politik näher kennen lernte, begannen nicht nur die Achaeer, sondern auch die übrigen befreiten Griechen mehr und mehr an ihren Wohltätern irre zu werden; am unerträglichsten waren nicht die Römer selbst, sondern die griechischen Streber, die von Rom persönliche Vorteile hofften und darum zu jeder Konzession rieten. Ihnen gegenüber verfochten Lykortas und Polybios den Grundsatz Rom nicht mehr zu gewähren als nach der Verfassung des Bundes zulässig sei, sich diplomatisch zu wehren, so lange es ging, und gegen Vergewaltigungen energisch, wenn auch vergeblich, zu protestieren. Noch schlimmer wurde es, als nach dem Tode Philipps Perseus den makedonischen Thron bestieg und ein neuer Konflikt der makedonischen Dynastie mit Rom drohte. Die Agenten des Königs, die überall in Griechenland gegen Rom hetzten, fanden nur zu geneigtes Gehör, und neben die vor Rom kriechende Streberei traten jetzt die Makedonien preisenden nationalen Chauvinisten; sie hatten das Ohr des Volks. Lykortas und Polybios mochten weder zu den einen noch zu den andern gehören. Sie wünschten daß die makedonische Macht erhalten bliebe um gegen Rom ein Gegengewicht zu bilden; im Fall des Kriegs schien ihnen die römische Herrschaft die erträglichere. Nachdem der Krieg wirklich ausgebrochen war, setzten sie durch daß der Bund Polybios, der damals die achaische Kavallerie kommandierte, zum römischen Oberbefehls-

haber nach Thessalien schickte um ein achaeisches Hilfskorps anzubieten. So geschickt er sich aus der Affaire zog, welche die Doppelzüngigkeit und gegenseitige Eifersucht der römischen Generäle zu einer sehr gefährlichen machten, dem Bund gelang es nicht am Kriege teilzunehmen. Das gereichte ihm und Polybios selbst zum Unheil. 168 zertrümmerte Aemilius Paullus durch den Sieg bei Pydna das makedonische Königtum. Sofort strömten die römisch gesinnten Parteiführer aus ganz Griechenland im Lager des Siegers zusammen, und nun ging eine wüste Hetzjagd gegen die Gegner los; die Römer ließen ihren Anhängern freies Spiel, mochten sie noch so verächtlich sein. Gegen 1000 griechische Notabeln wurden nach Italien deportiert, unter ihnen auch Polybios. Gegen ihn wie gegen viele andere lagen keine tatsächlichen Verdachtsmomente vor, eine Untersuchung ist auch nie gegen einen der Deportierten geführt; die römische Regierung blieb trotzdem 17 Jahre lang gegen jede Bitte um Rückkehr taub.

Polybios ging es noch verhältnismäßig gut: er wurde mit den damals noch ganz jungen Söhnen des Aemilius Paullus, Fabius und Scipio d. J. bekannt, und diese setzten beim Stadtpraetor durch daß er seinen dauernden Aufenthalt in Rom nehmen durfte. Wie er mit Scipio einen engen Freundschaftsbund schloß, hat er selbst erzählt. Scipio klagte ihm in den ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft sein Leid, daß seine Standesgenossen ihn für einen schlaffen Träumer hielten, weil er sich nicht entschließen könne, die politische Carrière in hergebrachter Weise, als Sachwalter, zu beginnen; man spräche ihm die Eigenschaften ab, die man von dem künftigen Haupt eines Hauses, wie des seinigen, verlangen müsse. Die Klage des 18 jährigen Jünglings rührte Polybios,

und er antwortete: „Du glaubst, du wärest von zu stillem Wesen um deinem Hause Ehre zu machen, das imponiert mir: darin zeigt sich ein großer Sinn. Ich will mich dir gerne widmen und dir helfen ein würdiger Nachkomme deiner Vorfahren zu werden. An Lehrern in den Dingen die du jetzt studierst, wirst dir nicht mangeln, es strömt genug solches Volk jetzt aus Griechenland hierher; aber für das was dir Sorge macht, ob du die Stellung die deine Abkunft dir anweist, wirst ausfüllen können, wirst du keinen besseren Berater und Helfer finden können als mich.“ Polybios war mit seinen Worten noch nicht zu Ende, als Scipio mit beiden Händen seine Rechte ergriff und sagte: „Wenn ich doch den Tag erlebte, an dem du alles andere zurückstellst und nur für mich da bist und mit mir zusammen lebst.“ So sehr sich Polybios über diesen Eifer und diese Zuneigung freute, so wurde er doch besorgt, wenn er an die vornehme Abkunft und die glänzenden Aussichten des jungen Mannes dachte: war für ihn, den griechischen Deportierten, eine dauernde Freundschaft mit ihm möglich? Seine Sorge bestätigte sich nicht; Scipio blieb unzertrennlich mit ihm verbunden, und stolz schildert er, wie ganz anders dieser Jüngling sich entwickelte als die übrige *jeunesse dorée* Roms, wie er den Weibern und Saufereien fern blieb, in allen finanziellen Dingen eine in Rom unerhörte Noblesse an den Tag legte, statt des Advokatengezänkes auf dem Markte mit dem griechischen Freunde dem ritterlichen Waidwerk oblag. Als 151 der Senat beschloß, den spanischen Krieg, der immer gefährlicher und verlustreicher wurde, energischer zu führen, wurde es schwierig, Offiziere zu finden; die vornehme römische Jugend entschuldigte sich bei der Aushebung mit den nichtigsten Gründen. Da trat der

junge Scipio, der Träumer, der Griechenfreund, vor und meldete sich zum Dienst in Spanien, einerlei in welcher Charge. Das wirkte; die Meldungen erfolgten sofort massenhaft.

Die erziehende Freundschaft zwischen dem reifen Manne und dem nach echter Mannesehre sich sehnenen Jüngling war das edelste Erbteil das die hellenische Philosophie von Sokrates überkommen und sorgfältig gehütet hatte. Polybios verdankte es im letzten Grunde ihr, wenn er dem Sohn des Römers der ihm die Heimat geraubt, es lohnen konnte, daß er ihm sein trauriges Schicksal erträglich gemacht hatte. Andererseits zeigt diese Freundschaft auch, daß er gewohnt war, die Dinge nicht als Philosoph, sondern als Mann des praktischen Lebens zu nehmen. Nicht zur Tugend oder zur Weisheit will er seinen jungen Freund erziehen, sondern zum römischen Nobile, der den Traditionen seines Hauses Ehre macht. Der achaische Deportierte, der persönlich die Römer von wenig günstiger Seite kennen lernte, ließ sich durch sein hartes Schicksal die scharfe und klare Beobachtung des echten Politikers nicht rauben, die durchschaute wo die Ursachen der gewaltigen Erfolge Roms lagen. Der unvergleichlichen Tradition der römischen Aristokratie, diesem echt adelichen Ehrgefühl, dem der Ruhm des eigenen Hauses und die Größe des *populus Romanus* unzertrennliche Ziele waren, hatte die hellenische Welt nichts entgegenzustellen. Polybios war kein Mann des tragischen Schmerzes oder untätiger Resignation. Als er einmal, in Rom selbst, gelernt hatte daß und warum Rom hatte siegen müssen, da drängte es ihn, diese Erkenntnis auch zu predigen, und so entstand in ihm der Plan, die Geschichte der 50 Jahre vom Beginn des hannibalischen Kriegs bis zur Schlacht

bei Pydna zu schreiben. Der Plan ist noch während des römischen Aufenthalts ausgeführt.

Jede poetische Ader war dem nüchternen Achaeer versagt. Er der selbst so viel erfahren und so viel gelitten, haßte die romanhafte, mit den Mitteln der Tragoedie arbeitende Manier der hellenistischen Geschichtsschreibung großen Stils. So war für ihn die oben geschilderte pragmatische Historiographie der Militärs und Politiker das gegebene Vorbild. Es muß zugegeben werden daß das Werk nicht so reizvoll geschrieben ist, wie es gerade bei diesem Vorbild möglich gewesen wäre. Polybios verrät den literarischen Dilettanten darin daß er seine Sachkunde fortwährend aufdringlich hervorhebt; er begnügt sich nicht damit, durch die Darstellung zu wirken, sondern kehrt immerfort und mehr als nötig den Praktiker heraus, der in der Geschichte ein Exerzitium der Staatskunst sieht. Diese Mängel gehen mehr den Stil als die Sache an; tiefer greift die einseitige Auffassung der griechischen Dinge, die den achaeischen Bund zu sehr in den Vordergrund rückt. Da hat sich Polybios von dem griechischen Erbübel, dem regionalen Patriotismus, nicht frei machen können und sich selbst darum gebracht, seinen eigenen großen und richtigen Gedanken daß die Geschichte der Mittelmeerstaaten in der von ihm geschilderten Periode eine Einheit sei, so auszuführen, wie er es verdiente; die Monarchien treten zu sehr zurück und werden auch ungerecht beurteilt. Aber die in ihrer Art einzige Fähigkeit des hellenischen Geistes, Fremdes scharf und klar aufzufassen, dokumentiert er in der Schilderung Roms. Kein Römer hat jemals die Größe seines Staats so sachlich und imposant geschildert wie dieser Achaeer. Wenn er die Darstellung der römischen Institutionen einschaltet, nachdem er die

schwerste Katastrophe des zweiten punischen Kriegs, die Niederlage bei Cannae, erzählt hat, und durch jene Darstellung die wunderbare Tatsache erklären will, daß Rom diese Niederlage überdauerte und nach ihr stärker wurde als vorher, so beweist er mit diesem einen Gedanken ein historisches Verständnis von dem in der national-römischen Annalistik, die nur Senatsdebatten und Siege erfinden kann, auch nicht die geringste Spur zu finden ist. Ohne Polybios würden wir von der größten Zeit des republikanischen Rom tatsächlich nichts wissen.

Er war nahezu 50 Jahre alt, als endlich Scipio es im Senat durchsetzte daß dem zusammengeschmolzenen Rest der Deportierten die Rückkehr nach Griechenland verstattet wurde. Man hatte lange im Senat debattiert, bis schließlich der alte Cato erklärte: „als wenn wir nichts zu tun hätten, zanken wir uns einen ganzen Tag darüber ob ein Haufe griechischer Graubärte von römischen oder achaischen Leichenträgern hinausgeschafft werden soll.“ Polybios wollte dem Senat noch die Bitte vortragen, daß die Deportierten in Griechenland in alle ihre Rechte wieder eingesetzt würden; da fragte Cato bissig, ob Odysseus, nachdem er aus der Höhle des Kyklopen entronnen, noch einmal hineingehen würde, weil er seinen Hut und seine Geldkatze vergessen hätte.

Die Maßregel war menschlich gut gemeint, aber für Griechenland ein Unglück. Unter den zurückgekehrten Emigranten waren bössartige Hetzapostel, die nichts gelernt und nichts vergessen hatten und die verbrecherische Politik inszenierten, die in wenigen Jahren zur Zerstörung Korinths führte. Für Polybios war es ein Glück daß er, kaum in Achaia angelangt, im Jahre 149 den Auftrag erhielt, sich ins römische Hauptquartier zu begeben und als militärischer Berater den

dritten punischen Krieg mitzumachen; wahrscheinlich sollte er als Ingenieur bei der Belagerung des sehr festen Karthago mitwirken. Ehe diese in ihr letztes Stadium trat, benutzte er einen Sommer zu einer Forschungsreise an die Westküste Afrikas, zu welcher ihm einige römische Kriegsschiffe zur Verfügung gestellt wurden. Die letzten verzweifelten Kämpfe in Karthago machte er an der Seite Scipios mit. Er sah ihn bei dem Anblick der brennenden Stadt Tränen vergießen; auf Polybios Frage nach dem Grund, antwortete er daß er an den Wechsel des Schicksals denke; auch Rom werde dasselbe widerfahren: „einst wird kommen der Tag da die heilige Ilios hinsinkt“.

Als Polybios nach Griechenland zurückkehrte, kam er noch gerade recht um die brutale Zerstörung Korinths zu erleben; er mußte es mit ansehen wie die römische Soldateska die köstlichsten Kunstwerke ohne eine Ahnung ihres Wertes zerstörte; berühmte Gemälde lagen auf dem Boden herum und dienten den Soldaten als Würfelbretter. Eine Erleichterung war es für den tätigen Mann, daß er, nachdem die römische Zehnerkommission die Grundsätze für die Neuordnung der Verhältnisse festgestellt hatte, den Auftrag vom römischen Senat erhielt, die Verwaltung der Peloponnes im Einzelnen zu regeln. Jetzt erntete er die Früchte seiner römischen Freundschaften und konnte das Los seiner unglücklichen Landsleute so weit mildern als es möglich war. Noch einmal unternahm er, schon über 60 Jahre alt, eine weite Reise, als er mit Scipio nach Spanien ging und den letzten militärischen Erfolg seines Freundes, die Eroberung von Numantia, mit erlebte. 82 Jahre alt starb er, wir wissen nicht wo: in seine letzten Jahre fallen der rätselhafte Tod Scipios und die gracchische Revolution.

Den ersten Entwurf seines Geschichtswerkes, der mit der Schlacht bei Pydna 168 schließen sollte, hatte Polybios nahezu vollendet, als er Rom 150 verließ und dann Gelegenheit erhielt, große historische Katastrophen in unmittelbarer Nähe mit anzusehen. Es ist begreiflich, wenn diese Erlebnisse ihn lockten sein Werk über das ursprüngliche Ziel hinaus, bis zur Zerstörung von Karthago und Korinth, auszudehnen; die Verlängerung widersprach an sich dem Plan des Ganzen nicht. Aber die Einheit des Werkes litt doch; denn Polybios selbst war nicht der gleiche geblieben. Die Siege der Römer über Hannibal, über die syrische und makedonische Monarchie, die er im ersten Entwurf dargestellt hatte, waren für ihn Machtfragen, die sich mit politischer Berechnung lösen ließen. Daß den Hellenen nichts weiter übrig blieb als Rom zu gehorchen, hatte er in Rom selbst gelernt und es als seine Aufgabe erkannt, diese Wahrheit seinen Landsleuten eindringlich zu Gemüte zu führen. Nach 150 aber geschahen Dinge die ihn in seinem Glauben an die Gerechtigkeit des Erfolgs irre zu machen nur zu geeignet waren. Der dritte punische Krieg, nur im Interesse der römischen Kapitalisten unternommen, welche die politisch harmlose, aber das römische Geschäftsmonopol empfindlich störende Nebenbuhlerin vom Erdboden vertilgt wissen wollten, ist eine der scheußlichsten Gewalttaten, welche die Menschheit erlebt hat, noch scheußlicher dadurch geworden, daß der edelste Römer den es je gegeben hat, die Henkersarbeit vollziehen mußte. Wenn auch der achaeische Krieg von gewissenlosen Demagogen leichtsinnig heraufbeschworen war, so hatte ihrerseits die römische Regierung durch ihre Brutalitäten, durch die rücksichtslose Unterstützung die sie verruchten Strebern Jahrzehnte hindurch lieb, ein

reiches Maß von Schuld auf sich geladen, und die Zerstörung von Korinth war wiederum eine in merkantilem Interesse unternommene, politisch nicht zu rechtfertigende Grausamkeit. Polybios mochte noch so scharf das Treiben der griechischen Chauvinisten verurteilen, noch so hoch von dem römischen Staat als Ganzem denken: das Schicksal seiner Landsleute konnte er nicht kühl, als eine notwendige Konsequenz der Machtverhältnisse hinnehmen, bei diesem Maß des Jammers mußte er sich aufbäumen. Und er war viel zu scharfsichtig, um gegen den zunehmenden Zerfall des Senatsregiments blind zu sein, um den grollenden Donner der kommenden Revolution nicht zu hören. So wirft er jetzt, in den späteren Teilen seines Werkes, die besorgte Frage auf, ob für die Gegenwart die römische Herrschaft wünschenswert sei, ob sie bei der Nachwelt Ruhm ernten werde. Es klingt wie eine ernste Mahnung an die Gewalthaber, wenn er sagt daß es kein politisches Ziel sei alles zu unterwerfen, daß die Folgen der Siege die Siege rechtfertigen müßten. Die Mißwirtschaft mit der die römische Oligarchie die Provinzen in dem kommenden Jahrhundert so verwüstete, daß sich manche nie davon erholt haben, hat die bangen Ahnungen des greisen Geschichtsschreibers, des objektivsten Bewunderers den Rom gehabt hat, nur zu sehr bestätigt. Polybios selbst macht dieser klare, phrasenlose Freimut Ehre. Der nüchterne, praktische Mann war ein großer, tüchtiger Charakter, der in der schweren Stellung eines Mittlers zwischen der fremden Großmacht und der eigenen ohnmächtigen und besiegten Nation, einer Stellung zu der er sich nicht gedrängt, die ihm ein hartes Schicksal aufgenötigt hatte, nie sich selbst und dem Hellenentum untreu geworden ist.

Wie Polybios das politische Denken der Hellenen, die wissenschaftliche Betrachtung des Staats auf Rom lenkte, so unternahm es sein jüngerer Zeitgenosse, der Stoiker Panaetios, ebenfalls ein Freund Scipios, die philosophische Ethik nach den veränderten Verhältnissen umzugestalten. Er stammte aus Rhodos, dem einzigen griechischen Freistaat des Ostens, der in Mitte der großen Monarchien durch kluge Benutzung der Verhältnisse sich eine wirkliche Selbständigkeit bewahrt hatte. Auch für die Rhodier hatte die Freundschaft mit Rom übel geendet; nach der Besiegung des Perseus bekamen sie die Eifersucht des römischen Kapitals empfindlich zu fühlen, und allmählich verschob sich die Bedeutung der Stadt. Statt eines politischen Zentrums wurde sie neben Athen und Athen überflügelnd ein Mittelpunkt geistigen Lebens, wo die Lehrer der Philosophie und Rhetorik wirkten, bei denen sich die vornehmen Römer ihre Bildung holten. Es war günstig, daß Rhodos zwar seine Macht, aber nicht seine Selbstverwaltung eingebüßt hatte und immer noch sich eines respektablen Reichtums erfreute: zu dem gänzlich bettelhaft gewordenen Athen verhielt es sich so wie jetzt etwa Genua zu Venedig. So stand Panaetios seinen römischen Gönnern frei und selbständig gegenüber, als der vornehme Bürger einer Republik mit welcher der römische Senat als einem politischen Faktor rechnete. Seiner Umbildung der stoischen Ethik merkt man den geborenen Republikaner und die Rücksicht auf das römische Wesen deutlich an. Die Stoa ist von allen hellenistischen Philosophien diejenige die immer ein praktisches Ziel am energischsten verfolgt hat. Zwar will die Philosophie des Hellenismus durchweg eine geschlossene Weltanschauung, ein Dogma, überliefern, das

dem Manne, der in der alten Ethik des Bürgerstaates keinen Halt mehr finden kann und in den kosmopolitischen Monarchien eine bloße Nummer geworden ist, die innere geistige Freiheit, den guten *δαίμων*, wie der Hellene sagt, verbürgt. Aber die Stoa begnügt sich damit nicht; sie möchte ihren Anhängern praktischen Erfolg sichern; sie ist immer von neuem darauf aus Staatsmänner zu erziehen. Zu dem Zweck milderte Zenon den kynischen Rigorismus durch die abgeklärte innere Harmonie der Platoniker und machte damit den freiheitsstolzen, die Welt, damit aber auch die Kultur negierenden kynischen Prediger gesellschafts- und hoffähig. Jeder Versuch eine paradoxe, ihre Forderungen überspannende Ethik mit der realen Welt auszugleichen führt in die Klippen der Casuistik, und dieser Gefahr ist die Stoa nicht entgangen; Chrysipp und seine unmittelbaren Nachfolger sind würdige Vorläufer der Leute die Pascal geißelt hat. Doch beginnt im 2. Jahrhundert eine Reaktion gegen Chrysipps Casuistik und Scholastik und zwar bezeichnender Weise damit daß von den beiden Polen zwischen denen die Stoa sich immer hin und her bewegt, der kynischen und der platonischen Weltanschauung, diese stärker vordringt. Diese Richtung setzte Panaetios fort; denn mit den kynischen Paradoxien ließ sich die römische Aristokratie nicht erobern. Es ist ein platonischer, allerdings rationalistisch modifizierter Gedanke, wenn seine Ethik nicht mehr, wie die altstoische, ihre Forderungen auf den Idealweisen, also auf die Einzelpersonlichkeit, stellt, sondern alle Tugenden ableitet von dem Grundsatz daß der Mensch ein gesellschaftliches Wesen ist, weil er vernunftbegabt ist. Alle vernünftigen und moralischen Fähigkeiten sind nach ihm auszubilden zum Wohle der Gemeinschaft in allen ihren

Formen, von der Familie bis zum Staat und der Menschheit überhaupt. Die Stoa Zenons war monarchisch gesinnt; ihr Idealweiser ist immer einer; sie predigte Königen und Beamten. Die Ethik des Panaetios setzt eine Republik voraus, aber nicht mehr eine von der Welt sich absondernde Republik beschränkten Umfangs, wie sie Plato und Aristoteles für ihre Idealstaaten fordern, sondern eine Aristokratie welche für die Menschheit wirkt. Auch diese Ethik ist, wie die platonische, nur eine Hoffnung, aber eine Hoffnung zu der ein Grieche von dem Kreise Scipios sich angeregt fühlen konnte. Panaetios wollte die einmal gegebene Weltherrschaft der römischen Nobilität zu einer sittlichen machen, und es ist nicht seine Schuld, wenn die Hoffnung sich nicht erfüllt hat; die wenigen sittlich reinen Gestalten der römischen Revolutionszeit sind alle nachweislich von ihm abhängig. Eine edle Humanität, eine fein abgetönte gesellschaftliche Vornehmheit durchweht das geistvoll disponierte System, zu dem Panaetios den altstoischen Sittenkodex umbaute, nie umstürzend, aber immer undeutend.

Nur eines fehlt diesem System, die Gottheit. Ein aufgeklärter Rationalismus mußte freilich jenem Kreise feingebildeter Römer zusagen, welche aus Erfahrung die Rolle kannten, die das was man in Rom Religion nannte, in der Machtpolitik der Olygarchie spielte. Hier griff, in scharfem und bewußtem Gegensatz zu seinem Lehrer, Panaetios Schüler Poseidonios ein. Er stammte aus dem syrischen Apamea, erwarb aber in Rhodos das Bürgerrecht und gelangte dort zu hohen Ehren. Als rhodischer Gesandter kam er im Jahre 87 nach Rom und erlebte den Tod des Marius. Viele Römer haben als Schüler zu seinen Füßen gesessen, und er stand in hohem Ansehn bei den

römischen Aristokraten: Pompeius hielt es auf der Rückreise vom mithridatischen Krieg für vereinbar mit seiner Imperatorenwürde, den alten gichtbrüchigen Mann persönlich zu besuchen; er verbot dem Lictor an die Tür zu klopfen und ließ die Fasces senken, eine für einen Nichtrömer unerhörte Ehre.

Die römische Aristokratie zahlte nur eine Schuld ab, wenn sie den rhodischen Philosophen ehrte. Er war ein leidenschaftlicher Anhänger des Senatsregiments, ein erbitterter Gegner der Revolution. Als Provinziale wußte er aus eigener Erfahrung, daß die schlimmsten Peiniger der Untertanen nicht die senatorischen Statthalter, sondern die Steuerpächter und Kapitalisten waren, die dem Ritterstand angehörten. Ihnen hatte die gracchische Revolution die Gerichte in die Hände gespielt, und sie nützten dies Machtmittel gründlich aus: den schlimmsten Wucherern war mit keiner Klage beizukommen, und die senatorischen Statthalter welche ihnen zu steuern suchten, hatten ihre Rache zu fürchten. Der edle Rutilius, der Schüler des Panaetios, der als Prokonsul von Asien die Lehren seines Meisters zu verwirklichen sich bemühte, war ein warnendes Beispiel; ihn hatte ein Rittergericht ins Exil gejagt. Solche Erfahrungen bestimmten das Urteil des leidenschaftlichen Mannes, und dazu kam daß der Schüler des Panaetios von der Hoffnung die bei dem Freund Scipios begründet war, auch dann nicht abließ, als der Geist der in diesem Kreis lebendig gewesen war, den Kämpfen und Stürmen der Revolution sich immer weniger gewachsen zeigte. Panaetios hatte versucht die römische Aristokratie zu gerechten und milden Herrschern zu erziehen: mit Poseidonios setzt die Entwicklung der Stoa ein, welche den philosophischen Tugendstolz mit dem Standeshoch-

mut des römischen Optimaten verschmilzt und der bei aller Großartigkeit doch absterbenden Tradition der römischen Nobilität ein neues geistiges Element einflößt, das ihr eine auch den Sieg der Monarchie überdauernde Widerstandskraft verliehen hat.

Die Stoa beanspruchte von Anfang an mit einer universellen Dogmatik das gesamte Gebiet der Bildung zu umspannen. Der Zwang diesen Anspruch auf die römische Kultur auszudehnen und gegen die Konkurrenz anderer Schulen zu verteidigen schützte sie vor der Gefahr scholastischer Verknöcherung; sie mußte, wenn sie die römische Welt gewinnen wollte, aus den Räumen der Schule hinaus, konnte sich nicht hinter den Wall dialektischer Spitzfindigkeiten und einer nur den Eingeweihten zugänglichen Schulsprache zurückziehen. In Poseidonios hat diese Entwicklung ihren Gipfel erreicht. Er ist der letzte große Schriftsteller der die in lebendiger Entwicklung weitergebildete griechische Weltsprache mit voller Meisterschaft handhabt.

Seine Weltgeschichte, die nur äußerlich das Werk des Polybios fortsetzte, bewegte sich in den prächtigen Formen der hellenistischen Geschichtsschreibung großen Stils, welche das Walten der Tyche pathetisch vorführen will. Die in Blut und Wollust erstickende Decadenz der syrischen und aegyptischen Höfe, die Greuel der sizilischen Sklavenaufstände und der stadtrömischen Revolutionen, und dem entgegengesetzt die frische, lebensvolle, rohe aber nicht unmoralische Unkultur der Naturvölker, der Parther im Osten, der Iberer, Gallier, Ligerer im Westen, den er aus eigener Anschauung kennt, der ganze Stoff vorgetragen in einer aufgeregten, dichterischen, bilder- und sentenzenreichen Sprache: all das muß ein Gemälde von seltener Farbenpracht abgegeben

haben, wie es der Klassizismus der Folgezeit nicht mehr hervorzubringen vermochte.

Und doch war dieses Geschichtswerk nur eine von vielen in ihrer Art ebenso glänzenden schriftstellerischen Leistungen, und wiederum die Kunst der Sprache und des Stils nur eine Seite des poseidonianischen Geistes, eines Geistes von einer Universalität wie sie in der Folgezeit auch von Origenes und Porphyrios nicht wieder erreicht ist. Es ist nicht etwa nur ein Conglomerat verschiedener, in einem Individuum zufällig vereinigter Begabungen, welches diesen Universalismus zu Wege gebracht hat, sondern Poseidonios eigenartige Persönlichkeit, in der vielleicht ein orientalisches Element anerkannt werden muß, hat den universalen Tendenzen der Stoa eine besondere Gestalt gegeben.

Die Stoiker legten besonderen Wert darauf, ihre Lehren zu einem geschlossenen System zu vereinigen, das sich in Definitionen, Abteilungen und Unterabteilungen aufbaute, und es war nur konsequent, wenn Poseidonios seine Reformation, oder wie er behauptete, Restauration der Stoa in einem neu entwickelten System zur Erscheinung brachte. An die Spitze stellte er die Definitionen der Weisheit und der Philosophie. Diese ist die Pflege der Weisheit; die Weisheit aber das Wissen von den göttlichen und menschlichen Dingen sowie von ihren Ursachen. Die Pflege der Weisheit hat zur Folge daß der Mensch dem Göttlichen gleich zu werden sich bemüht und die Tugend über alles Menschliche stellt.

In diesen Axiomen ist Altes und Neues vereinigt, gemäß dem Gebrauch der Stoiker, die ihre älteren Dogmen niemals beseitigen, sondern sie durch neue Auslegungen umändern. Der Satz daß die Weisheit das Wissen von den göttlichen und menschlichen Dingen

sei, war alt und besagte im Grunde nichts anderes als daß der Weise alles wisse. Allerdings liegt mehr als eine Trivialität darin daß die Allwissenheit des stoischen Weisen auf die göttlichen Dinge ausgedehnt wird. Der altstoische Rationalismus war im Grunde irreligiös; der Idealweise braucht keinen Gott, sondern ist selbst ein Gott auf Erden. Kleanthes, die einzige dichterische Persönlichkeit der Stoa vor Poseidonios, brachte freilich durch den Pantheismus ein Element hinein, das sich religiös hätte verwerten lassen; aber die Theologie Chrysipps mit ihren Allegorien verdarb alles. Er wollte, wie Zenon und Persaios schon vor ihm, durch die Aufklärung des Bildungsphilisters den Cultus und die Mythologie rechtfertigen, und dabei kommt nie etwas andere als Vermittlungstheologie schlechtesten Sorte heraus. Panaetios war in theologischen Dingen strenger Rationalist; in seiner Pflichtenlehre spielt die Frömmigkeit keine Rolle und er hat Mantik und Unsterblichkeitsglauben energisch bekämpft. Wo im Hellenismus religiöse Impulse wirksam werden, knüpfen sie an Plato und den Pythagoreismus an: es ist kein Zufall, daß Poseidonios die Tradition aufgreift, daß Pythagoras sich zuerst einen Philosophen genannt hätte.

Um des Glaubens an die Götter willen erneuerte Poseidonios den Kampf mit den alten Gegnern der Stoa, den Epikureern. Die Schule Epikurs drohte in Rom allen anderen den Rang abzulaufen; die ersten Versuche, ein griechisches philosophisches System in lateinischer Sprache darzustellen, sind von überzeugten Epikureern unternommen, und noch Vergil und Horaz verdanken epikureischen Lehrern den wesentlichsten Teil ihrer philosophischen Bildung. Es war nicht so sehr die hedonistische Moral, welche diese Erfolge erzielte, ob-

gleich es manchen unter den römischen Großen gegeben haben mag, der, wie Cicero von einem seiner Gegner behauptet, seine rohe Schwelgerei durch die epikureische Predigt von der Lust als dem Prinzip des seelischen Gleichgewichts entschuldigt fand. Tiefer wirkte der von den Ioniern übernommene, aufklärerische Atheismus der epikureischen Naturlehre, der wie eine Befreiung der Geister in dem damals schon ebenso pfäffischen wie ungläubigen Rom begrüßt wurde. Dem gegenüber griff Poseidonios zurück nicht allein auf den dogmatischen Pantheismus den Kleanthes der alten Stoa eingepflicht hatte, sondern mehr noch auf die Wissenschaft der Akademie und der Alexandriner, auf Mathematik und Astronomie. Das bedeutet der Zusatz in seiner Definition der Weisheit, daß sie das Wissen nicht nur von den göttlichen und menschlichen Dingen, sondern auch von ihren Ursachen sei. Die alte Stoa lehnte es ausdrücklich ab die naturwissenschaftliche Kausalität strikt durchzuführen; ein unnützes Wissen ist ihr keins, und ihre Physik ist nicht um ihrer selbst willen da, sondern soll nur, wie die epikureische auch, das Fundament für die ethischen Dogmen abgeben. Poseidonios führte den echten wissenschaftlichen Idealismus der platonischen Akademie und des Aristoteles in die Stoa ein, zunächst um die Ignoranz Epikurs, der von wirklicher Erkenntnis der Natur nichts wußte und nichts wissen wollte, aus dem Felde zu schlagen. Aber er wollte mehr; er hoffte die exakten Wissenschaften dem stoischen Pantheismus dienstbar zu machen. Es läßt sich nicht bestreiten daß er in manchem die echte, von allem Zweck absehende wissenschaftliche Forschung gefördert hat. Ihm gebührt z. B. der Ruhm den Zusammenhang von Ebbe und Flut mit dem Monde nachgewiesen zu haben; charakteristisch ist

allerdings, daß ihm diese Entdeckung wesentlich darum wertvoll ist, weil sie ihm die stoische Lehre von der ‚Sympathie‘ zu bestätigen scheint, welche alle Teile des lebendigen und göttlichen Kosmos zusammenbindet. Das Hauptverdienst des Poseidonios liegt indes nicht in seiner selbständigen wissenschaftlichen Arbeit, sondern darin daß er vermöge des encyklopaedischen Umfangs seines Wissens und seines schriftstellerischen Genies eine Fülle von Wissen und Gedanken lebendig machte und verbreitete, die unterzugehen drohten. Wenn keine neue Aera der Wissenschaft von ihm ausging, so trägt zum größten Teil das rhetorische Bildungsideal des Klassizismus daran die Schuld, zum kleineren Poseidonios selbst. Seine Wissenschaft ist nicht frei von einem Erdenrest: sie dient auch ihm in erster Linie zum Beweis der nicht wissenschaftlich gefundenen, sondern spekulativ konstruierten stoischen Dogmen. Mit anderen Worten, er ist nicht so sehr Philosoph wie Theologe: darin liegt zugleich seine Schwäche wie seine Größe. Er hat nur selten streng wissenschaftliche Entdeckungen gemacht, hat sogar die Torheit begangen, den Aberglauben der Mantik in ein quasiwissenschaftliches System zu bringen, aber er hat mit hinreißendem Schwung, mit echt religiösem Feuer, wie es die griechische Philosophie seit Kleantes nicht gekannt hat, den Kosmos gepriesen, in dem der göttliche Geist waltet, alles belebend und ordnend. Noch bei den christlichen Kirchenvätern erquicken wie Oasen in der Wüste theologischer Deduktionen jene Hymnen auf das Walten des welterhaltenden Logos, in deren rauschenden Perioden unschwer der große stoische Theologe zu erkennen ist.

Die Seele welche dem Organismus der Philosophie das Leben gibt, ist nach Poseidonios die Ethik. Daß

*pag. Reinhardt 10. 12  
1844 22, 162*

die Philosophie nichts anderes als die Pflege der Tugend sei, ist wiederum ein tralaticisches stoisches Dogma; neu und Poseidonios eigentümlich ist der Gedanke, der in seinen Definitionen scharf hervortritt, daß die Tugend, d. h. die sittliche Selbstbehauptung des Menschen gegenüber der Welt, die notwendige Folge der pantheistischen Erkenntnis des Kosmos sei. Um den traditionellen Rationalismus der Stoa zu brechen, bekämpft er mit Hilfe der platonischen Psychologie die chrysippische Lehre daß die Leidenschaften Krankheiten des Denkens seien, und sondert, das Irrationelle anerkennend, einen unvernünftigen Seelenteil ab. Damit bekommt der Kulturhistoriker und Ethnologe das psychologische Fundament für die Untersuchung der natürlichen Bedingungen welche die Art und den Charakter der Völker so verschiedenartig gestalten. Wird so der Mensch für ihn ein Teil der Erde, so benutzt er umgekehrt die Ablösung des denkenden Seelenteils, um diesen direkt von den feinsten und göttlichsten Substanzen des Kosmos abzuleiten. Wenn also der Mensch seiner Vernunft folgt, so realisiert er in sich die Ordnung des Kosmos, in welchem das Niedere durch das Höhere gelenkt wird. Das alte Gebot sich selbst zu erkennen heißt nichts anderes als daß der Mensch erkennen soll woher seine denkende Seele stammt und wohin sie zurückkehrt, und die Natur, mit welcher nach dem stoischen Zentraldogma der Mensch in Übereinstimmung leben soll, ist ebenso die Natur des vernünftig geordneten Universums wie die Natur der dem Menschen aus göttlichen Elementen zu Teil gewordenen Vernunft. Damit ist gegeben daß die Wissenschaft die dem All gilt, ein ethisches Ziel hat, und dieses Ziel ist nicht auf das Individuum beschränkt. Denn aller Menschen denkende

Seelen sind göttlicher Art, und die Ordnung des Kosmos verlangt daß alle vernünftigen Wesen, Götter und Menschen, von einem Vernunftgesetz zu einer Gemeinschaft zusammengehalten werden. So muß jeder Mensch der sich des Ursprungs seines edelsten und höchsten Seelenteils bewußt ist, sich fühlen als Glied des großen, Götter und das Göttliche im Menschen vereinigenden Weltstaats, von dem alle wirklichen Staaten nur partikulare und unvollkommene Erscheinungen sind. Von der Idee dieses transcendenten Weltreichs aus unternimmt nun der Stoiker, frühere Versuche seiner Schule überholend, eine in ihrer Art grandiose Konstruktion der Kulturgeschichte. Das menschliche Erkennen ist am Anfang ein unbewußtes Funktionieren des aus dem göttlichen All stammenden Seelenteils; die Träger dieser ursprünglichen Ahnungen sind die Weisen der Urzeit. Sie haben nicht nur die Verehrung der Götter und die Formen der menschlichen Gemeinschaft begründet, sondern auch all die Werkzeuge und Tätigkeiten der materiellen Civilisation erfunden, in welcher Poseidonios wegen der ihr zugrunde liegenden geistigen Arbeit etwas Göttliches sieht. Die Herrschaft der Weisen hört auf, ihre Errungenschaften werden schnöde mißbraucht: da tritt die Philosophie, das Wissen von göttlichen und menschlichen Dingen und ihren Ursachen ein, das jene Ahnungen der Weisen bewußt begründet und ausführt, dessen Ziel aber dasselbe ist: den Menschen und die Menschheit zurückzuführen zu ihrer natürlichen Gemeinschaft mit der Gottheit. Das sind nicht die Hoffnungen eines Politikers, nicht die Ideen eines Philosophen der Humanität, sondern die begeisterten Träume eines Propheten. Ausgedacht und ausgebildet in einer Revolutionsperiode die nicht einmal einen Römer, geschweige

denn einen griechischen Provinzialen zur Schwärmerei verlocken konnte, schienen sie völlig aus dem Bereich auch nur annähernder Wirklichkeit zu schwinden, als der Todeskampf der römischen Aristokratie alle menschlichen Leidenschaften entfesselte. Aber die Geschichte geht ihre eigenen Wege. In dem Weltstaat des Kaisers Augustus, der der gequälten Menschheit den Frieden bringen wollte, ist wenigstens für den Platz gesorgt, den die alten Götter hätten einnehmen können, wenn noch Leben in ihnen gewesen wäre, und die theologische Metaphysik ohne welche auch das echte religiöse Bewußtsein der kommenden Zeiten nicht fertig wurde, enthält viele Elemente die nicht zufällig mit den Erde und Himmel umspannenden Gedanken des letzten bedeutenden Geistes verwandt sind, den der Hellenismus hervorgebracht hat.

---